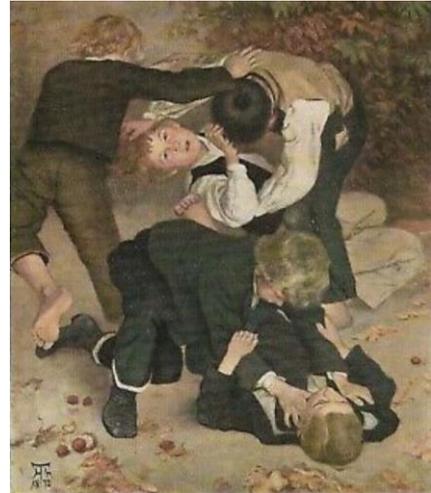


Hans Thoma (1839-1924): Raufende Buben Revisited

Auf dem Bild zu sehen sind fünf Jungen, die im Freien wild miteinander raufen: Im Vordergrund liegt ein Knabe rücklings auf dem Boden, über ihm kniet sein Kontrahent und hält ihn in Schach. Darüber eine Dreiergruppe, zwei daraus ringen verbissen miteinander, ziehen sich dabei an den Haaren; ein Dritter kommt hinzu und ist im Begriff, sich in das Kampfgeschehen einzumischen. Auf dem Boden liegen Herbstlaub und Kastanien.



Eine Rauferei – ein Geschehen, welches nicht selten heftige Empörung bei besorgten Eltern und Pädagogen hervorruft. Sollen Kinder denn nicht lernen, ihre Konflikte friedlich und das heißt ohne Gewalt zu lösen? Ist es nicht ein Gebot der Humanität, junge Menschen von klein auf dazu zu erziehen, jede Form von Aggression, insbesondere in seiner körperlichen Variante, strikt abzulehnen? Erleben wir nicht tagtäglich an unseren Schulen, dass allzu oft das Recht des Stärkeren triumphiert, Raub, Erpressung und Körperverletzung inzwischen an der Tagesordnung sind?

Die Furcht vor einer ausufernden Gewalt ist sicher nicht unbegründet. Durch Aufsehen erregende Presseberichte, beispielsweise über die Rütli-Schule in Berlin-Neukölln 2006 und andere Lehreinrichtungen mit einem besonders hohen Gewaltaufkommen, wird sie zusätzlich geschürt. Aber müssen wir uns nicht fragen, ob unser Verhältnis zum Phänomen kindlicher Aggression nicht in eine bedenkliche Schiefelage geraten ist? In Astrid Lindgrens „Kalle Blomquist“ sind die Bandenkriege zwischen der „Weißen“ und der „Roten Rose“ noch Gegenstand verklärender literarischer Darstellung. Und auch in Kästners „Das fliegende Klassenzimmer“ flogen noch die Fäuste zwischen den Schülern des Gymnasiums und jenen der Realschule, ohne dass sich ein politisch korrekter Zeigefinger als mahnende Geste gegen die Gewalt erhoben hätte.

Warum dies heute anders ist, hat wesentlich zu tun mit einer grundlegenden Veränderung der Wertmaßstäbe in unserer Gesellschaft, darunter auch die Geschlechter betreffend. Als besonders anstößig gelten – im Gegensatz zu sozialen, psychischen und verbalen Aggressionsformen (Beleidigen, Mobben, Netzwerkintrigen), die eher dem weiblichen Geschlecht zugeschrieben werden – in erster Linie physische und brachiale Formen der Aggression. „Gewalt ist männlich“, so lautet ein gegenwärtig weitverbreiteter Topos, der unlängst erst wieder als reißerische Überschrift eines Artikels in einer überregionalen Tageszeitung auftauchte.¹ In historisch einmaliger Weise hat das Männliche in den letzten fünf Jahrzehnten in unserer Gesellschaft eine Abwertung und Delegitimierung erfahren, die auch jede Form der körperlichen Auseinandersetzung einschließt und als brutal und verachtenswert brandmarkt.²

Tatsächlich handelt es sich beim *spielerischen Raufen*, welches – so die Münchner Psychologin Doris Bischof-Köhler³ – „weltweit fast ausschließlich bei Jungen“ beobachtet wird, jedoch weder um ein feindselig motiviertes noch gewalttätiges Verhalten. Betrachten wir Thomas Bild, so lässt sich auf diesem dementsprechend auch ebensowenig ein Zug moralisierender Distan-

¹ FR vom 21.10.2019.

² Vgl. dazu unter Gender-kritischer Perspektive vom Verfasser (S. 16 ff.): https://www.thueringen.de/fileadmin/fakultaeten/sw/sw_docs/Emeriti/Tischner/Kritik_Gender_Bildung_Jungen_FSP.pdf#%5B%7B%22num%22%3A55%2C%22gen%22%3A0%7D%2C%7B%22name%22%3A%22XYZ%22%7D%2C68%2C437%2C0%5D

³ Von Natur aus anders. Die Psychologie der Geschlechtsunterschiede. Stuttgart: Verlag Kohlhammer 2011, S. 93.

zierung oder Verurteilung erkennen wie in den literarischen Zeugnissen Lindgrens oder Kästners. Im Gegenteil stellt der Künstler das Kampfgeschehen zwischen den Knaben vielmehr in einer ungebrochenen Vitalität und fast schon Alltäglichkeit dar. Mancher Betrachter mag sich da an seine eigene Kinderzeit erinnert fühlen und hätte vielleicht sogar, wäre er gleichen Alters, nicht übel Lust, sich selbst ins Getümmel zu stürzen, erwartet ihn hier doch ein breitgefächertes, nachgerade opulentes Spektrum sinnlichen Spürens des eigenen Körpers in seiner Lebendigkeit und Dynamik, des Erprobens und Messens ausgelassener vitaler Kräfte, der unmittelbaren kompetitiven wie zugleich freundschaftlichen Begegnung mit der Person des Kontrahenten in einer Grenzsituation – ganz im Gegensatz übrigens zu den Karg- und Beschränktheitserfahrungen konsolengenerierter virtueller Kriegs- und Gefechtswelten aus der Steckdose.

Es scheint, als hätten wir heutzutage diese Haltung der Normalität verloren, wenn wir glauben, Jungen ihre selbstgebastelten Holzschwerter, Flitzbögen und anderes „Kriegsspielzeug“ wegnehmen zu müssen, um zu verhindern, dass aus ihnen gewalttätige und kriegslüsterne Erwachsene werden. Fatalerweise erreichen wir mit diesen Reaktionen des Tabuisierens, Unterdrückens und Sanktionierens oftmals genau das Gegenteil dessen, was wir damit zu erreichen beabsichtigen. Wenn es Kindern versagt bleibt, durch das Erlernen eines gesunden Umgangs mit ihren Aggressionen für ihr Leben wichtige Erfahrungen zu machen, so besteht die Gefahr, dass diese elementare Lebenskraft zu einem späteren Zeitpunkt in chaotischer und eruptiver Weise unkontrolliert hervorbricht und umso zerstörerischer wirkt.

Das Erlernen eines gesunden Umgangs mit ihren Aggressionen ist nun allerdings gebunden an bestimmte normative Rahmenbedingungen, welche Kinder zu beachten lernen sollten. Damit aus dem spielerischen Raufen und Kämpfen nicht blutiger Ernst wird, müssen sie lernen, sich an Regeln zu halten und fair miteinander umzugehen. Die Übernahme von Verantwortung und Rücksicht gegenüber dem Gegner sind Voraussetzungen für einen verträglichen Umgang mit Aggressionen, welcher dem Aufbau einer humanen Konfliktkultur und letztlich der Gewaltprävention dient. Es geht nicht darum, sich mit aller Härte und Brutalität durchzusetzen und dem anderen um jeden Preis eine Niederlage beizubringen. Vielmehr beruht ein wahrhaft ritterlicher Kampf auf den Tugenden der Gerechtigkeit, des Mitgefühls und des Respekts vor dem Gegner. Dies Kindern zu vermitteln, ist eine ebenso höchst verantwortungs- wie anspruchsvolle pädagogische Aufgabe.⁴

Rangeln, Raufen und Kämpfen sind für Jungen etwas Normales und Notwendiges, durch das sie sich auf die Anforderungen des Lebens als Erwachsene vorbereiten. Thoma drückt diese Normalität in seiner Studie in ästhetisch gelungener und eindrücklicher Weise aus. Das Bild des Künstlers können wir durchaus als eine Einladung interpretieren, dem Männlichen in unserer Gesellschaft insgesamt (wieder) unbefangener zu begegnen und ihm mehr Gerechtigkeit widerfahren zu lassen als dies unter den derzeitigen gesellschaftlichen Bedingungen der Fall ist.

Wolfgang Tischner



⁴ Vgl. dazu vom Verf. *Spielerisches Raufen, faires Raufen*, in: Bassarak, H. (Hrsg.): *Lex. d. Schulsozialarb.*, Baden-Baden 2018, S. 472 ff.